
Anmerkungen zu einer modernen Wirtschaftspolitik

Leonhard Bauer

»For the next 25 years economists — at present the most incompetent, will be nevertheless the most important group of scientists in the world. And it is to be hoped — if they are successful — that after that they will be important again.«¹ Offenkundig wird Keynes' Ansicht über die Profession, der er angehörte, heute selbst von den größten Optimisten nicht geteilt, möglicherweise von den ärgsten Pessimisten nicht befürchtet.

Motivenbericht

Jeden, der sich mit Ökonomie beschäftigt, auseinandersetzt, dürfte die Frage nach der Relevanz der Entwicklung der Theorie — insbesondere der letzten Jahrzehnte — für die Realität beschäftigen.

Was üblicherweise als Wirklichkeit bezeichnet wird, erscheint besser verstehbar als eine Situation, die aus einer Menge etwas weniger oder etwas mehr wahrscheinlicher Alternativen mehr oder minder zufällig realisiert wurde. Das Denken in den Bahnen der klassischen Naturwissenschaft wird zwar als den modernen Entwicklungen nicht adäquat abgelehnt, doch dürften sich unbedachte Rückfälle, sprich: Einmünden in ausgefahrene Bahnen, häufiger als lieb bemerkbar machen.

Dieses oft unbewußte Festhalten an tradierten Denkmustern dürfte auch einer der Gründe dafür sein, daß die bedeutsamen Entwicklungen der Theorie über die optimale Allokation der Ressourcen, der Welfare, der Gleichgewichtstheorie und deren Algorithmen, der Aktivitätsanalyse sowie auf den Gebieten der externen Effekte, der Prozeßanalyse und so weiter sich nicht verselbständigen, sondern zumeist im Zusammenhang mit der Neoklassik gesehen werden, aus der sie entwickelt wurden.

Es mag auch sein, daß der Zauber der Neoklassik gespürt wird: Präsentiert sie doch — unter »heroischen« Annahmen — zum letztenmal Lösungen, die dem Individuum sowohl in seiner Rolle als Produzent als auch als Konsument gleich bedeutsam Rechnung trägt. Man erinnere sich des Verschwindens individueller oder soziopolitischer Nutzenvorstellungen aus der Theorie: Bei Keynes: Die effektive Nachfrage, bei Leontief: Der Endnachfragevektor und schließlich selbst in der Mikroökonomie: Samuelsons »bekundete Präferenz«. Der Konsum wird fast ausschließlich als eine feste Größe, eine zu verändernde Größe angesehen. Er wird nicht mehr als Mittel zur Bedürfnisbefriedigung, als Realisationsmöglichkeit von Vorstellungen angesehen, sondern als eine Art Selbstzweck.

Andererseits dürfte jedem, der sich mit Ökonomie beschäftigt, auseinanderzusetzen, auch auffallen, daß all die oben erwähnten ökonomischen Theorien in wirtschaftspolitischen Diskussionen kaum erwähnt werden.

Und überraschend: Altkeynesianer wie J. Robinson beklagen seit nahezu dem Publikationsdatum der »General Theory«, daß man den keynesianischen Überlegungen bezüglich Zeitaspekt, Unsicherheit, Unvollkommenheit des Marktes in der üblichen Interpretation nicht Rechnung trug. Auch Hicks, der untrennbar mit der üblichen Interpretation verbunden schien, sie teilweise begründete, betonte, daß Unsicherheit, Zeitaspekt, Marktorganisation nicht gebührend in der Anwendung Keynesianischer Theorie berücksichtigt wird. Leijonhufvuds Analyse unterstrich diese »shortcomings« noch und ergänzte sie unter anderem durch prozeßanalytische Überlegungen und andere. So fügte sich ein Puzzle aneinander: Aus der Diskussion um die Interpretation der Keynesianischen Theorie ergab sich leicht der Übergang zu jener — leider oft nicht durchgeführten — Diskussion um die Rezeption oder Nichtrezeption der Theorie im Entscheidungsprozeß der Wirtschaftspolitik.

1.1. Sind wir alle Keynesianer?

Nachdenklich stellt Harrod sich die Frage, ob wir (die Profession) denn alle Keynesianer wären,² und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß dem eigentlich doch nicht so ist.

Wenn es erst Gelehrter vom Range Harrods bedarf, um diese Frage zu stellen, so verwundert es nicht, daß die »Time« bei der gängigen Erklärung verharret, alle Ökonomen der (amerikanischen) Universitäten seien Keynesianer.

Sei dies nun so oder so, es unterstützt jedenfalls Hicks' Vermutung: »Für den Historiker wird das zweite Quartal des 20. Jahrhunderts die Zeit Hitlers sein, während das dritte Quartal, das nun nahezu vollendet ist, die Zeit Keynes' sein wird.«³

Hat Keynes auch viel über Ereignisse im zweiten Vierteljahrhundert geschrieben und versucht, sie zu beeinflussen, so dürfte sein Einfluß doch primär in der Gestaltung späterer Meinungen gelegen sein, nicht in der Gestaltung der Geschehnisse: Die Überwindung der Krise 1930—1932 geschah zwar durch verschiedenste Maßnahmen, die wir heute keynesianisch nennen würden, damals aber nicht als solche angesehen wurden, ja

nicht angesehen werden konnten. Griffen die Maßnahmen in England 1931 bis 1932, in Deutschland 1932—1933, in Amerika ab 1933 Platz, so erschien Keynes' »General Theory« 1936.

Bevor der Zweite Weltkrieg begann, war kaum Zeit, diese Werke zu rezipieren, es sei denn innerhalb der Profession. Erst gegen Ende des Krieges und der frühen Nachkriegszeit setzte die Zeit Keynes' ein — als jene Generation, die sein Werk verarbeitet, davon gehört oder im wesentlichen darüber informiert worden war, in Machtpositionen aufrückte.

Läßt man dieses letzte Vierteljahrhundert Revue passieren, so kann es wirtschaftspolitisch im großen und ganzen nur als erfolgreich angesehen werden. Es gab zwar Krisen und Rezessionen, die aber im Vergleich zu der Zwischenkriegszeit kurz und relativ erträglich ausfielen, während die Jahre des Aufschwunges zahlreich und anhaltend waren. »Welch Unterschied zu den Zwischenkriegsjahren, als die guten Jahre wenig waren, während die schlechten viel und sehr schlecht waren.«⁴

Obwohl die Rückführung der Expansion auf Keynesianische Politik durchaus rechtfertigbar ist, bestehen auch Zweifel an der Eindeutigkeit dieser Zurechnung. Auch wo Keynesianische Politik nicht angewandt wurde, zeigten sich Erfolge. Außerdem ist der Einfluß eines stärkeren technischen Fortschrittes und, wie Hicks meint, der sozialistischen Tendenz zur Ausweitung der Nachfrage nach kollektiven Gütern — die ihrerseits ebenfalls das Wirtschaftswachstum bewirken hätten können — nicht genau zu bestimmen.

Diese Expansion, auf deren Höhepunkt die Vorhersagen Keynes' greifbar nahe schienen, machte die Euphorie einiger Nationalökonomien verständlich. G. Stigler etwa fühlte sich zur Erklärung animiert, die Nationalökonomie sei an die Schwelle ihres Goldenen Zeitalters gelangt — »naja, wir haben bereits einen Fuß in der Tür«.⁵ Der schließlich geadelte Lord Keynes wurde zu dieser Zeit, wie es seinem Rang gebührt, sicher der bekannteste Ökonom. Allerdings wurde er bisweilen nicht ganz ernst genommen. Denn nach der revolutionären Phase des Keynesianismus, in der Keynes vor allem als ein Änderer gesehen wurde, der sich aus alten Systemen und Dogmen befreit hatte, kam die Überprüfung seines Beitrages durch die Neoklassik — teilweise irritiert von den oft polemischen Formulierungen des Lords — zu der Vermutung, Keynes sei »nicht mit der allgemein anerkannten Theorie vertraut« gewesen und hätte »das traditionelle Instrumentarium der Wirtschaftsanalyse nicht handzuhaben verstanden«.⁶

Typisch für diese zwiespältige, herablassende Haltung — nicht beschränkt auf Neoklassiker — ist auch die oft kolportierte Geschichte: »Gerald Shone pflegte zu sagen, Meynard nähme sich niemals die zwanzig Minuten Zeit, die erforderlich sind, die Theorie des Wertes zu verstehen.«⁷

Außerhalb der Profession aber konnte und kann Keynes den Ruhm in Anspruch nehmen, nahezu ein »household word« zu sein — zumindest dem so nahe gekommen zu sein wie nie ein Ökonom zuvor.

Und dann ereilte seine Überlegungen endlich, nachdem die Profession sich Jahrzehnte an Umformungen und Durchspielereien einer simplifizierten Darstellung der Überlegungen Keynes' (Hicks-Hansen; Ausgaben-

Einnahmen-Schema¹⁾ nicht genug tun konnte, ein »(Alp)Traumschicksal«: Seine (entstellten) Überlegungen werden in einer Sprache wiedergegeben — nicht nur von Politikern, die von ihren Pressereferenten als Experten ausgegeben werden —, die dem Fetisch unserer (Keynes') Zeit entlehnt ist; man spricht vom »Durchstarten« der Wirtschaft, vom »Bremsen«, »Gasgeben« und so weiter.

Nicht ganz zu Unrecht dürfte die Vermutung bestehen, daß die werten Damen und Herren an den (wirtschaftspolitischen) »Schalthebeln«, die solchermaßen entlehnte Termini gebrauchen, um ein Vielfaches weniger von der Komplexität dieses Gebietes verstehen als von ihrem automobilen Gebrauchsgut.

1.2. Das Ausgaben-Einnahmen-Schema

Ohne in die umfangreiche Diskussion einzutreten, was Keynes nun wirklich sagte, meinte und worin Stärken und Schwächen seiner Theorie liegen, sei ein kurzer Überblick über das gegeben, was als eine Art Textbuchversion der neoklassischen Synthese angesehen werden kann.⁸

Diese Darstellung unterscheidet sich selbstverständlich — wenn auch eigentlich nicht sehr — von dem, was des öfteren angehenden Ökonomen als Keynes-Modell offeriert wird und implizit den meisten Einführungen in die Wirtschaftspolitik, respektive in die Makroökonomie, als kaum diskutiertes Grundmodell zugrunde liegt.

Entscheidend ist, daß sich die Ökonomie im Anschluß an Keynes' »General Theory« an ein bestimmtes Konzept gesamtwirtschaftlicher Größen gewöhnt hat, das von Keynes entwickelt und verwendet wurde und heute seinen Niederschlag nicht nur in der theoretischen und auch weniger theoretischen Diskussion findet, sondern selbst das Zahlenwerk der amtlichen volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung bestimmt.

Die übliche Klassifizierung stellt irgendeine Variante der Keynesianischen Grunddefinition von Konsum C, Ersparnis S, Investition I und Volkseinkommen Y dar:

$$\text{Einkommensentstehung} \quad Y = C + I \quad (1)$$

$$\text{Einkommensverwendung} \quad Y = C + S \quad (2)$$

$$\text{Vermögensbildung} \quad I = S \quad (3)$$

Wie bedeutend und einflußreich dieses Klassifizierungsschema wurde und ist, wird deutlich, ruft man sich in Erinnerung, daß bis zu Keynes die übliche (neo)klassische Dichotomie der Nationalökonomie zwischen realer und monetärer Theorie bestand (Ausfluß der Konzeption der Klassiker und Neoklassiker). Die monetäre Theorie dient darin nur zur Fixierung des Preisniveaus respektive der Kaufkraft des Geldes. Mit der Keynesianischen Theorie fiel die Dichotomie, und an ihre Stelle trat dafür die Trennung in Mikro- und Makroökonomie, wobei erstere hauptsächlich als Grundlage für die über sie mittels Aggregation ermittelten makroökonomischen Beziehungen angesehen wurde.

Diese Klassifizierung wird zur Charakterisierung dessen, was man als typisch keynesianisch bezeichnen kann, noch durch die folgenden wesentlichen Annahmen für die Modellgestaltung ergänzt:

- Einkommen-Ausgaben-Ströme, die in einer Gütereinheit ausdrückbar sind, wobei eine feste Beziehung zwischen Kapitalgutpreis und Konsumgut besteht;

- Es gibt zwei Vermögensformen, nämlich Geld und Bonds, wodurch nur eine Ertragsrate aufscheint, der langfristige Zinssatz;

- Der Geldlohn ist starr, und der Wert physischer Kapitalien schwankt auch nicht mit dem Reallohn;

- Monetärer und realer Sektor bleiben unterscheidbar. Die Verbindung beider erfolgt über den Zinssatz. Die Sektoren sind mittels letztlich einer Gleichung darzustellen, wobei der Zinssatz und eine weitere Variable als Unabhängige aufscheinen.

Aus diesen Annahmen folgt, daß die Veränderung relativer Preise kaum von Bedeutung ist — man berücksichtige die Bedeutung der relativen Preise in der Mikroökonomie — und daß nominelle Gesamtgrößen in realen Werten ausgedrückt werden können. Keynes drückt alle Nominalgrößen in Lohneinheiten aus. Dies führt infolge der variablen Arbeitsproduktivität zu nicht konstanten Maßgrößen. Diese Schwierigkeit umgeht man durch die Verwendung von Konsumguteinheiten als Maßeinheit. Berücksichtigt man noch die Gleichgewichtsbedingung, daß Ausgaben in Höhe des entstandenen Einkommens immer neu entstehen, so entsprechen die folgenden Relationen den erwähnten Bedingungen.

$$\text{Konsumfunktion} \quad C = C(Y, i) = C(Y) \quad (4)$$

$$\text{Investitionsfunktion} \quad I = I(Y, i) = I(i) \quad (5)$$

Die Beziehungen zwischen Einkommenshöhe Y und Zinssatz i ermittelt man aus (1)/(5):

$$Y - C(Y) = I(i)$$

Neben dem realen Bereich existiert auch ein monetärer Bereich, wobei das Geldangebot M exogen gegeben ist. Die Geldnachfrage $L(Y, i)$ mal dem Preisniveau P wird dem Angebot gleichgesetzt:

$$M = L(Y, i) P \quad (6)$$

Das gleichgewichtige Einkommensniveau Y bedingt das Beschäftigungsvolumen N , wofür man eine Produktionsfunktion mit gegebenem Kapitalstock K^x verwendet:⁹

$$Y = F(N, K^x) \text{ beziehungsweise } N = F^{-1}(Y, K^x) = G(Y) \quad (7)$$

Das Einkommensniveau bestimmt das Beschäftigungsvolumen. Bei gegebenem Nominallohn w muß die Nachfrage der Unternehmer nach Arbeitskräften dieses Beschäftigungsvolumen erreichen. Dies wird durch die Gleichsetzung von Lohnsatz w und Grenzwertprodukt der Arbeit erreicht.

$$w = F'(N) P \text{ beziehungsweise } P = w/F'(N) = w G'(Y) \quad (8)$$

Damit ist es möglich, das Preisniveau aus der Geldmarktgleichung zu eliminieren:

$$M = L(Y, i) P = L(Y, i) w G'(Y) \quad (6)/(8)$$

Eine Reduzierung auf die IS- und die LM-Gleichung gemäß Hicks-Hansen erscheint zulässig zu sein. Die beiden Gleichungen wiederum bestimmen gemeinsam Y und i , über die dann das Beschäftigungs- und das Preisniveau bestimmt werden. Tritt im Modell eine Mehrnachfrage auf, so besitzt diese sowohl einen Preisniveau- als auch einen Beschäfti-

gungseffekt. Die Auswirkungen auf das Preisniveau sind desto größer, je höher das Beschäftigungsniveau bereits ist.

Ist N , das Beschäftigungsvolumen, nicht zufällig gleich der Anzahl der beim herrschenden Lohnsatz Arbeitswilligen, so liegt ein Ungleichgewicht vor. Bei Unterbeschäftigung handelt es sich um unfreiwillige Arbeitslosigkeit, das heißt: Es wären bei gegebenem Nominallohn Arbeitskräfte bereit zu arbeiten, selbst bei steigendem Preisniveau, finden jedoch keinen Arbeitsplatz. Nur durch Reallohnsenkungen ist im System eine Beseitigung der Unterbeschäftigung möglich. Damit aber das Arbeitsangebot nicht zurückgeht, muß eine Form von »Geldillusion« angenommen werden. Bei einem starren Arbeitsangebot A^* ist das Überangebot U auf dem Arbeitsmarkt folgendermaßen definiert:

$$U = A^* - N \quad (9)$$

Durch diese spezielle Annahme bezüglich des Arbeitsmarktes kann das Keynesianische System zu einer »allgemeinen Theorie« der Beschäftigung gemacht werden, in der der klassische Fall der Vollbeschäftigung als Spezialfall enthalten ist. Läßt man auch den Arbeitsmarkt wie die anderen Märkte nach Angebot und Nachfrage funktionieren, so werden Reallohn und Beschäftigungsniveau aus Angebot und Nachfrage nach Arbeit ermittelt. Anstelle von (9) gilt dann:

$$U = A(w/P) - N = 0 \quad (9')$$

Über das Vollbeschäftigungsniveau wird somit das Einkommen bestimmt, über den Geld- und Gütermarkt Preisniveau und Zinssatz. Infolge der totalen Gleichgewichtsanalyse muß sich auch der übrige Markt, der Wertpapiermarkt, im Gleichgewicht befinden (Walras-Gesetz).

Um ein solches System aber »selbstheilend« zu machen, ist es notwendig anzunehmen, daß Nominallohnsenkungen über Preissenkungen auch zu Mehrnachfrage führen. Schließender Mechanismus ist der Pigou-Effekt; Preisniveauveränderungen bewirken Veränderungen des Realwertes von Vermögensteilen, also bei Geld und Geldforderungen. In der Nachfragefunktion nach Konsum- und Investitionsgütern wird neben dem Vollbeschäftigungseinkommen und dem Zinssatz auch das Vermögen (real) W berücksichtigt. Bei steigendem Realwert wird mehr konsumiert.

$$Y = C(Y, i, W) + I(Y, i, W) \quad (1-4)'$$

$$M/P = L(Y, i, W) \quad (5')$$

$$W = (K^*/i) + M/P \quad (10)$$

K^*/i ist der durch Kapitalisierung der Ertragswerte ermittelte Wert der Vermögensteile, die Erträge liefern. Mit diesem Modell (Patinkin), das auch gelegentlich als »neoklassische Synthese« bezeichnet wird, wird die Unterbeschäftigung, die Keynes interessierte, zum Spezialfall: Der Realvermögenseffekt wird als negligible angesehen, der Zins reagiert kaum auf die Geldmenge und wirkt kaum auf die Investitionen, und der Nominallohn verändert kaum die Beschäftigungslage.

So kann einfach aus den Keynesianischen Überlegungen die Neoklassik abgeleitet werden, wobei der Neoklassik als Anliegen die Reetablierung der Preiseffekte vorschwebt. Dabei ist es natürlich angenehm, vereinfacht zu argumentieren, daß Keynes den Preismechanismus aus der Makroökonomie verbannte.

Diese Entwicklung erlaubte es der Neoklassik, Geld- und Realtheorie zu integrieren. Bei IS-LM-Modellen ergibt sich aber somit, daß die strikte Trennung von realem und monetärem Sektor nicht mehr möglich ist, womit natürlich auch die Einfachheit der Beurteilung von Geld- respektive Fiskalpolitik dahinschwindet.

1.3. J. Robinsons Hauptaspekte der Keynesianischen Revolution

Was brachte dieser Ausbau der makroökonomischen Gleichgewichtstheorie aber für die Anregungen und Ideen Keynes'?

J. Robinson, die den orthodoxen Altkeynesianern zuzurechnen ist,¹⁰ bezeichnet als die beiden Hauptaspekte der sogenannten Keynesianischen Revolution die Berücksichtigung der Zeit einerseits und die Hypothese der Abhängigkeit des Preisniveaus von »festen« Lohnraten andererseits.

1.3.1. Die Bedeutung von Zeit und Unsicherheit

Verständlich, daß J. Robinson in den Ausgaben-Einnahmen-Modellen nicht viel von den Ideen Keynes' wiederfindet, kommt doch Gäfen in seinem einleitenden Resümee zu Leijonhufvud zu der Meinung, daß über die konsequente Ausformung der makroökonomischen Gleichgewichtstheorie die Erklärungen ungleichgewichtiger Prozesse und Beschäftigungsstörungen verlorengingen, die Keynes' eigentliches Anliegen waren.¹¹

Die nämlichen Bereiche betont P. Davidson gegen den Keynesianischen »Konterrevolutionär« Friedman, indem er dezidiert auf folgende verdrängte Merkmale der Keynesianischen Analyse verweist:

- Das Konzept der Unsicherheit im Sinne Knight-Keynes.
- Die Unanwendbarkeit eines Walrasianischen Systems auf die reale Welt, in der ja unter Auftreten von »false trade« produziert wird. (Damit sind Transaktionen bezeichnet, die zu Ungleichgewichtspreisen abgeschlossen werden; das heißt, die Preise sind nicht vollkommen flexibel, sie passen sich im Augenblick der Transaktion nicht sofort und vollständig an.)
- Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes, die aus der Existenz von Unsicherheit folgen.¹²

Im Gegensatz zur ahistorischen Theorie der Neoklassik, die häufig als Rechtfertigungsideologie Verwendung fand, versuchte Keynes, die Vorstellungen der Gleichgewichtstheorie durch Berücksichtigung des Zeitaspektes zu überwinden.

Leijonhufvud¹³ betont, daß Keynes dynamische Prozesse mit Hilfe der »komparativ-statischen« Periodenanalyse untersuchte. Dem Inhalt nach sei seine Theorie dynamisch, der Form nach aber statisch.

Sind in der allgemeinen Gleichgewichtstheorie die Preise endogene Variable, die unter Berücksichtigung der individuellen Präferenzen und der Mittelausstattung zur Ableitung der Nachfrage- und Angebotsfunktionen dienen, so sind im keynesianischen Strömungsmodell Realeinkommen und Zinssatz die entsprechenden Größen. Das Realeinkommen bestimmt die Menge und nicht die Preise, das heißt die Anpassung geschieht über die Mengen. Darin liegt sehr allgemein gesprochen der Hauptunter-

schied zwischen den allgemeinen Gleichgewichtsmodellen und dem Keynesianischen.¹⁴

Während im klassischen System Änderungen der Geldausgaben kurzfristig auf das Preisniveau wirken (Marshall's einprägsame statische Betrachtungsweise), erfolgt bei Keynes die Anpassung über eine Veränderung der Realeinkommen.

Ein weiterer Ansatz, den zeitlichen Aspekt zu berücksichtigen, der nicht einmal in den vulgärkeynesianischen Modellen gänzlich verdeckt wurde, liegt in der Berücksichtigung der Erwartung.

Wesentlich ist die Erwartung bei der im Keynes-System zentralen Überlegung der Spekulation. Das Ziel Keynes' lag in der langfristigen Senkung des Zinssatzes — die Möglichkeit und die Stärke einer Baisse-spekulation war für diese Zielsetzung nicht ungefährlich. Freilich, eine moderne Geldtheorie kann nicht mehr dem Spekulationsmotiv in der einfachen Alternative Keynes' »ewige Rente« (Bonds und Geld) entsprechen. Es wird auch heute in einem allgemeineren Sinn behandelt. Auch die Spekulation hat nicht mehr die zentrale Position wie einst. Aber in Keynes' Idee ist etwas enthalten, was nicht so leicht bewahrt werden kann, aber bewahrt werden sollte.¹⁵ Man braucht mehr als eine Portefeuille-Theorie; man benötigt eine Theorie der Liquidität, da diese nicht in der Portefeuille-Theorie aufscheint.

Die Portefeuille-Theorie behandelt Entscheidungen unter Unsicherheit. Die Vorgangsweise bei solchen Entscheidungen ist zu trennen, und zwar zwischen dem, worüber wir nichts wissen, und dem, wovon wir etwas wissen. Der Entscheidungsträger steht verschiedenen »Zuständen der Welt« gegenüber: Welcher davon eintritt, ist ungewiß, aber man weiß, was die Folgen einer Portefeuilleentscheidung in jedem Zustand sind.

Die Ergebnisse verschiedener Entscheidungen in verschiedenen »Zuständen der Welt« können in Matrixform angegeben werden. Den verschiedenen Zuständen kann nun eine subjektive Wahrscheinlichkeit zugeordnet werden. Jede Zeile (Entscheidung in allen Situationen) weist eine Wahrscheinlichkeitsverteilung auf. Die Entscheidung wird vom Mittelwert und den Momenten höherer Ordnung abhängen. Gemäß der Risikofreudigkeit wird nun eine Zeile vom Entscheidenden ausgewählt.

Die Theorie, in dieser gängigen Form dargestellt, liefert den Rahmen für eine einzige Entscheidung. Liquidität wird nicht berücksichtigt, da diese nicht Eigenschaft einer einzigen Entscheidung ist, es ist eher die Folge einer Reihe von zusammenhängenden Entscheidungen. Es handelt sich um den Weg vom Gewußten zum Ungewußten — mit dem Wissen, daß, wenn wir warten, wir mehr wissen können.¹⁶

Damit führt Hicks neben dem Gewußten und Ungewußten eine dritte Gruppe von Zuständen ein, nämlich was zwar im Augenblick nicht gewußt wird, jedoch mit der Zeit bekannt wird. Diese Gruppe muß in der Matrix ebenfalls berücksichtigt werden, und zwar dadurch, daß durch die Berücksichtigung des Ausfalls von Situationen infolge des Eintretens von Ereignissen zwischen zwei Zeitpunkten eine Reduktion der Spalten vorgenommen wird. Ebenso bei den Zeilen. Dadurch wird einprägsam gezeigt, daß es sich nicht um eine einzelne Entscheidung handelt, sondern die Liquidität

in der Auswahl einer Submatrix besteht. Diese simple Betrachtung zweier Zeitpunkte kann nun beliebig erweitert werden, wodurch die Bedeutung des Nichtgewußten, das man später weiß, noch unterstrichen wird.

Ein weiteres Problem der üblichen kurzfristigen Makromodelle (Einkommen-Ausgaben-Modelle) liegt darin, daß eine Investition als so gut erachtet wird wie die andere. Produktivitätserwägungen und so weiter werden nicht angestellt. Ist man aber bereit zu überlegen, daß verschiedene Investitionen verschieden »gut« sein können, so gewinnt die Zeit für Informationsgewinnung und -verarbeitung an Bedeutung. »Die soziale Funktion der Liquidität liegt in der Zeit zum Denken, die sie gibt.«¹⁷

Trennt man strikt zwischen Unsicherheit und doch kalkulierbarem Risiko, wird vielleicht noch deutlicher, wie sehr Keynes den historischen Charakter der wirtschaftlichen Situation und Entwicklung betonte. Unter Unsicherheit ist streng rationales Verhalten ziemlich unmöglich. Dies bedeutet aber auch, daß menschliches Verhalten stärker auf Konventionen abgestellt ist denn auf Rationalität, die der klassischen und neoklassischen Theorie als Ausgangsbasis dient.

»Wissend, daß unser eigenes Urteil wertlos ist, bemühen wir uns, uns dem Urteil des Restes der Welt, der möglicherweise besser informiert ist, anzupassen. Das heißt, wir sind bestrebt, dem Verhalten der Mehrheit oder des Durchschnitts zu entsprechen. Die Psychologie einer Gesellschaft von Individuen, wo jeder sich bemüht, dem anderen zu gleichen, führt zu einem ... konventionellen Urteil ... Da es auf einer so schwachen Basis ruht, ist es abrupten und starken Schwankungen unterworfen. Die Praxis, bestimmt durch Ruhe und Unbeweglichkeit, von Bestimmtheit und Sicherheit, bricht plötzlich zusammen ... Die Gewalt der Enttäuschung führt möglicherweise zu einer neuen konventionellen Bewertung ... zu allen Zeiten sind vage, extreme Ängste und ebenso vage und unbegründbare Hoffnungen nicht wirklich eingeschlafen, sondern liegen nur wenig unter der Oberfläche...«¹⁸

Unsicherheit ist der Schlüssel zum Verständnis der Funktion des Geldes, denn gäbe es keine Zweifel über die Zukunft, so würden ertragsbringende Vermögensbestände immer Geld vorgezogen werden. Die Unsicherheit ist auch dafür verantwortlich, daß die Investitionen aus anderen Gründen schwanken als aus Ursachen der individuellen Sparneigung einerseits und den technischen Kapazitätsüberlegungen andererseits, die als Haupteinflüsse auf die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals angesehen wurden.

Die Einbettung der Ökonomie in die Zeit macht die Anwendung von mechanischen Gleichgewichtsvorstellungen — ein hin- und herschwingendes Pendel — problematisch, ja unhaltbar.

»Nach dem Krieg wurde Keynes' Theorie als neue Orthodoxie akzeptiert, ohne daß die alte neu überdacht wurde. In modernen Textbüchern schwingt das Pendel weiterhin zu einem Gleichgewichtspunkt. Die Kräfte des Marktes verteilen die gegebenen Produktionsfaktoren auf die verschiedenen Verwendungszwecke, Investition ist ein Opfer an gegenwärtigem Konsum, und der Zinssatz gibt die Diskontierung der Zukunft durch die Gesellschaft an. Alle alten Schlagworte werden unverändert wiederholt.«¹⁹

1.3.2. Die Imperfektion des Marktes

Der zweite wesentliche Anstoß der Keynesianischen Theorie — so J. Robinson²⁰ — liegt in der Bedeutung der Löhne. Das Preisniveau in einer industriellen Welt sei vor allem durch das Niveau der monetären Löhne bestimmt.

Die übliche Textbuchliteratur vermittelt den Eindruck, daß es nur zwei Zustände dieser Welt gäbe, nämlich einerseits Arbeitslosigkeit (wenn auch geringe) und keine Inflation sowie andererseits Vollbeschäftigung und Inflation.

Obgleich diese Ansicht aus der Theorie Keynes' stammte, so meint unter anderen Hicks,²¹ daß es überhaupt schwer sei, in der »General Theory« irgendeine Theorie über die Ursachen der Veränderung der monetären Lohnsätze zu entdecken. Am ehesten — wenn auch abgeschwächt in späteren Arbeiten — sei mit der »General Theory« eine Interpretation vertretbar, daß Inflation keine Rolle spielt. Diese extreme Position ist aus der Situation des Jahres 1936 zu begreifen; entscheidend war damals die Aussage, daß Deflationieren nichts nütze.

Zu einem irgendwie ähnlichen Ergebnis kommt auf Grund anderer Überlegungen Leijonhufvud: Die »krasse Annahme« der starren Löhne ist »nicht erforderlich, um das keynesianische Systemverhalten zu erklären; es genügt vollkommen, die ebenso restriktive Annahme der sofortigen Preisanpassung aufzugeben.«²²

Hiebei stützt Leijonhufvud sich primär auf seine Analyse des Prozeßablaufes und die diskutierten Folgen von Informationskosten. Basierend auf der Annahme vollkommener Information und dem Fehlen jeglicher damit verbundener Kosten ist der Marktteilnehmer in der Lage, auf Änderungen des Preises auf atomistischen Märkten sofort zu reagieren und sich dem neuen Gleichgewichtspreis anzupassen. Das Preissystem muß als eine Art von Informationsvermittlung angesehen werden, soll seine analoge Funktion erkannt werden. Die Frage ist, wieviel und was der einzelne Marktteilnehmer wissen muß, um eine systemgerechte Entscheidung zu treffen: Den Gleichgewichtspreis. Paßt man diese statische Vorstellung in eine dynamische, stetig sich verändernde Welt ein, so muß für diesen stetigen Prozeß gelten, daß die benötigte Information des Marktteilnehmers unabhängig vom aktuellen Tauschprozeß entsteht und kostenlos verteilt wird. Nicht uninteressant ist der Hinweis, daß die Notwendigkeit, ein solches System zu machen, sowohl von Walras aber auch von Edgeworth gesehen wurde, was zur Entwicklung des »Auktionators« (Tâtonnement) und des »Rekontraktionsprozesses« führte.

Beim reinen Tausch sind diese Ansätze unter Einschränkungen (siehe Diskussion über Core- und von Neumann-Morgenstern-Lösungen in der Spieltheorie) denkbar, laufen aber bei der Berücksichtigung der Produktion in Schwierigkeiten, so daß die Aussage Solows berechtigt ist: »Die berühmten Tâtonnements sind hart ausgedrückt ein Schwindel.«²³ Der Vorschlag Walras', das Zeitelement an diesem Punkt der Überlegungen zu vernachlässigen, läßt die Bedeutung der Erwartung in der Theorie Keynes' deutlich werden. Die tatsächlich realisierten Ergebnisse der Erzeugung sind

nur insofern für die Beschäftigung maßgebend, als diese eine Veränderung der zukünftigen Erwartung bewirken. Mag auch die kurzfristige Erwartung oft vernachlässigbar sein, so ist die laufende langfristige Erwartung nahezu unvermeidbar.

Diese kurze Abschweifung in die Produktion, in der die Erwartung der Unternehmer von entscheidender Bedeutung ist, unterstreicht nur die Zusammenfassung Hicks': »... die Starrheit (der Löhne) ist nicht die Folge von »Geldillusion«, sie ist eine Folge der Kontinuität.«²⁴

Diese Feststellung enthebt uns aber nicht der Suche nach Theorien, die die Veränderung der monetären Löhne erklären. Und daß dies ein wesentliches Problem ist, zeigt sowohl ein Blick in die reale Welt als auch ein Blick in die Fachjournale. Denn angestachelt durch die Begründungsversuche der Phillips-Kurve wandte sich die Wissenschaft den seit langem unbeachteten Schwierigkeiten der Lohnbestimmung sowie der Ermittlung der Zusammenhänge zwischen Lohnbestimmung und gesamtwirtschaftlich relevanten Größen (Arbeitslohn, Preisniveau und so weiter) zu. War Phillips' Arbeit als statistisch-deskriptiv zu bezeichnen, ergänzt mit plausiblen ökonomischen Anmerkungen, so fehlte doch eine geschlossene Interpretation.

Umgehend wurden solche Überlegungen nachgeliefert: Die Betonung institutioneller respektive Verhandlungselemente läßt über Gewerkschaften bewirkte cost-pushs als Ursachen von Preisänderungen erscheinen; marktmechanistische Erklärungen basierend auf Überschußangebot und -nachfrage, besonders unter Berücksichtigung mehrerer Arbeitsmärkte, erklären ausgezeichnet die Veränderung von Preisen; selbst die traditionelle Lohntheorie, die auf der Grenzproduktivität der einzelnen Unternehmungen basiert, konnte in einem interessanten Versuch zur Inflationsklärung verwendet werden; schließlich lieferte ein neuer mikroökonomischer Ansatz, der in manchen Aspekten (Zeit und Kosten) in ähnliche Richtung ging wie die spätere Kritik Leijonhufvuds und Clowers,²⁵ die Möglichkeit, die herkömmliche neoklassische Theorie des Angebotsverhaltens des Haushaltes und der Unternehmung so zu variieren, daß sie mit Keynes' Beschäftigungstheorie ebenso kompatibel war wie mit post-keynesianischer Inflationstheorie.²⁶

Vor allem aber durch die Berücksichtigung der Spieltheorie in einer zumeist nicht formal präsentierten Theorie der Kollektivlohnverhandlungen²⁷ wurde die Lohntheorie aus dem Getto der nahezu ausschließlichen Nachfrage- oder auch Angebotstheorie gelöst und im Ansatz als das gesehen, was sie wahrscheinlich tatsächlich ist: Ein soziales Phänomen. »Fair« und »unfair« — unzweifelhafte Werturteile — werden zu zentralen Begriffen; je nach Geschichte, Tradition, Wertvorstellungen, je nach gegebener Situation und System erhalten diese Ausdrücke Inhalt und Bedeutung. Unverkennbar auch hier eine Absetzbewegung von einer überstrapazierten, rein individualisierten Position.²⁸

Als Beleg für diese Entwicklung kann wohl niemand besser dienen als Hicks; waren es doch seine Beiträge, die Keynes' ursprüngliche Intention zurückholten und einpaßten in ein Gleichgewichtsdenken à la Walras, war es doch auch er, der im Anschluß an die Auseinandersetzung um

Patinkins Werk grundsätzlich Kritik an der von ihm mitgezimmerten Welt übte.²⁹ In gewissem Umfang konnte er dabei zurückgreifen auf seine Lohntheorie (viele davon würde heute von Hicks abgelehnt werden³⁰), die die Theorie der kollektiven Verhandlung begründete, indem er erstmals einen politischen Faktor, erwartete Streikdauer, mit einem ökonomischen Ergebnis, Lohnsaterhöhung, verknüpfte. Im Anschluß an die Unterscheidung von Gelegenheitsarbeit und permanenter Beschäftigung sowie dem Hinweis, daß ähnliche Beziehungen auch auf anderen Märkten zu finden sind, meint Hicks: »Aus Effizienzgründen ist es notwendig, daß Lohnübereinkommen von beiden Parteien, aber besonders von den Arbeitern als fair angesehen werden.«³¹

2.1. Revision in Theorie und Politik

»Mr. Keynes und die Klassiker«, »Lord Keynes und die Keynesianer« sind sicher des öfteren verwendbare Klassifizierungen. Der Versuch des vorigen Abschnittes besteht darin, Anregungen, die sehr wahrscheinlich Keynes' Arbeit wesentlich beeinflussten, später aber an Bedeutung verloren, in einen Zusammenhang mit späteren Ideen, Analysen und Interpretationen zu bringen. Es ist müßig — abgesehen von charmant böseartigen Degenspielerereien am Kaminfeuer —, darüber zu reden oder zu streiten, was Keynes nun wirklich gedacht hat, haben könnte. Interessant und aufschlußreich ist, daß seit vielen Jahren, ja seitdem Keynes tatsächlich »Keynes« wurde, Kritik an der üblichen Interpretation, dem Einkommen-Ausgaben-Modell geübt wurde, und daß durch die Entwicklung in der Theorie — zum Großteil sicherlich unabhängig davon — besonders diese Aspekte an Bedeutung gewannen. Manche mögen sagen, daß es zufälligerweise auch jene Probleme sind, die wir als ungelöst, verneint und unbeachtet in der Praxis unserer üblichen Wirtschaftspolitik finden.

Berücksichtigt man die Entwicklung ökonomischer Theorie, so fällt die korrigierende Interpretation der unzähligen Epigonen und die vielfältige Anwendung (als Rechtfertigung) im politischen Gebrauch natürlich auf: Zum Großteil unbewußt wurden keynesianische Überlegungen in eine überkommene Gleichgewichtstheorie eingepaßt. Daß diese nur rudimentär, in der Zeit, als Keynes' Theorie rezipiert wurde, verstanden wurde — auch in der Profession —, wird von Clower³² erwähnt: Trotz des unvergleichlich gestiegenen Verständnisses zur Gleichgewichtstheorie heute, entwickelt man noch immer aus Keynes einen »Sonderfall« der Klassik, was sicher nur teilweise zutrifft, und vergißt seine beunruhigenden Anregungen zu finden, aufzugreifen, zu einer grundsätzlichen Kritik und darauf fußenden Vorschlägen weiterzuentwickeln.

Die »Reconquista« Keynes' durch die Tradition erscheint post-festum die Hauptbeschäftigung der Ökonomen gewesen zu sein.³³ Dieses Bemühen wirkte um so verdienstvoller, als damit der traditionellen Lehre auch ein operationaler Apparat zur Verfügung gestellt wurde. Und Schaustück des ganzen Unterfangens war, daß dies zumindest für einige Zeit äußerst erfolgreich war. »Die Keynesianer sind zu einer Erklärung der Unterbeschäftigung zurückgekehrt, die Keynes nicht billigte; sie machten Monopole, Gewerkschaften, Mindestlöhne und ähnliches für Depressionen

verantwortlich. Geht man von der Annahme aus, derartige institutionelle Zwänge beeinflussen das nutzenmaximierende Verhalten von Einzelhaushalten, so müßten automatische Kräfte bei einem wiederhergestellten Wettbewerb das Beschäftigungsproblem lösen. So entstand die moderne Auffassung, der Keynesianismus schließe stillschweigend die Annahme der traditionellen Markttheorie ein, mit Vorbehalt, die moderne Wirtschaft entspräche einem Sonderfall dieser Theorie, der von starren Löhnen ausgehe. Keynes vertrat die entgegengesetzte Ansicht und versuchte vielmehr, die Fundamente dieser Theorie anzugreifen.³⁴

Die Hypothese, daß Konkurrenzmärkte sofortige Preisanpassung implizieren, setzt Modelle in Form von Rekontrahierungsmechanismen voraus. Gibt man diese nur bedingt zielführende Annahme auf, so stellt sich einerseits heraus, daß die Bereitstellung der für die Koordinierung von wirtschaftlichen Aktivitäten in globalen Systemen mit dezentralisierter Entscheidungsgewalt erforderlichen Informationen Zeit und Kosten nach sich zieht, andererseits aber möglicherweise nicht zu einer Walras-Lösung führt (vgl. 1.3.1.).

Gibt man die Annahme der sofortigen Preisanpassung, die in dynamischen Betrachtungen mit den bekannten Modellvorstellungen nicht zu halten ist, nicht auf, so ist es einfach, den Schritt von der klassischen in die keynesianische Markttheorie zu tun. Und natürlich umgekehrt.

Typisch für die Behandlung Keynes' als »Sozialfall« der Klassik ist die nahezu generelle, verklausulierte Einführung der sogenannten »treasury view« in die heute akzeptierte Mikro-Makro-Theorie. Keynes selbst lehnte diese Betrachtungsweise strikt ab, sicher teilweise bedingt durch die damals gegebene wirtschaftliche Situation.

Die »treasury view« ging davon aus, daß für Investitionen ein gewisser Betrag zur Verfügung steht. Ob der Staat oder Private diesen investieren, ist natürlich kurzfristig uninteressant, im Zweifelsfall jedoch infolge Rentabilitätsüberlegung tendiert man eher zu Privatinvestitionen. Die unkeynesianische Annahme, daß die Investitionen durch Sparen bestimmt werden, findet sich geschickt getarnt in einer dem »keynesianischen Modell — respektive Einkommen-Ausgaben-Modell« verpflichteten Sprache wieder, etwa: Man geht vom hypothetischen Sparen bei Vollbeschäftigung aus (die Einkommensverteilung sei gegeben, und so weiter...) und investiert gemäß diesem Ansatz so, daß die tatsächlichen Investitionen dem Volumen bei Vollbeschäftigung entsprechen. Genaugenommen ist man somit wieder dort gelandet, wo Keynes begann.

Die Schwächen der Neoklassiker, vor allem ihre statische Betrachtungsweise, ihr Rechtfertigungscharakter, wurden somit perpetuiert. Die ungelösten Probleme bleiben ungelöst, ja was noch ärger ist, werden zum Großteil nicht als solche erkannt. Der Ansatz, respektive die Ansätze, die in Keynes' Arbeit lagen, wurden vor allem durch die Arbeiten Hicks' und Hansens zu einem eher problemlosen Spiel gemacht und als probates Mittel gesehen, Rezessionen (weitgehend) zu vermeiden, indem die effektive Nachfrage mittels Staatsausgaben — der Bias zur Fiskalpolitik ist allgemein bekannt — erhöht wird. Durch die Simplifizierung ist ein umgekehrtes Vorgehen natürlich ebenfalls — problemlos — möglich.

Dazu kommt, daß Vollbeschäftigung in den sogenannten marktwirtschaftlich orientierten Ländern zu einem autonomen Ziel erhoben wurde, was möglicherweise durch den Wunsch mitbedingt war, politische Vergleiche zu vermeiden respektive zu erschweren. Daß die berühmten Worte vom »Löcher graben« und so weiter nur beschränkt, wenn überhaupt, den Intentionen Keynes' entsprechen, wurde durch die Hinweise auf den Zeitaspekt wohl deutlich gemacht. Nichtsdestoweniger wurde dieses Zurückgreifen auf diese letzte Möglichkeit unkritisch oft vorgenommen. Dafür stehen exemplarisch: Rüstungsausgaben, die Hemmungslosigkeit im Straßenbau, wo man gelegentlich von Verbetonierungsplänen reden kann und so weiter.

Dieses Zurückholen Keynes' in die (Neo)Klassik und das Stehenbleiben im Denken geißelt J. Robinson:³⁵ »Die Vertreter ›Keynesianischer‹ Politik akzeptieren nur die Hälfte der Diagnose Keynes' von der Instabilität des Kapitalismus. Er beschrieb, wie das Outputniveau (unter gegebenen technischen Bedingungen) durch Investitionen und Konsum bestimmt wird. Er beschrieb, wie das Preisniveau durch die monetären Lohnraten bestimmt wird: Es war hinreichend offenkundig, daß bei ständiger Aufrechterhaltung von Fast-Vollbeschäftigung ohne Änderungen in den traditionellen Institutionen und Verhaltensweisen in den Beziehungen der industriellen Welt ein unwiderstehlicher Druck in Richtung Inflation auftritt.«

Einer der Gründe für die Nicht-Weiterdenker dürfte sein, daß man wohl Keynes' Idee der Steuerung über die effektive Nachfrage übernahm, sich aber — unter dem Einfluß des Denkens in Gleichgewichten (Hicks) — von der zugrunde liegenden Philosophie des »laissez-faire« nicht trennen konnte, wonach das Streben nach individueller Nutzenmaximierung auch zur gesellschaftlichen Nutzenmaximierung führt.

Ein anderer Grund mag auch dadurch begründet sein, daß Keynes' Analyse die Bedeutung der Erwartung, der Unsicherheit, der Zeit für das ökonomische Geschehen herausarbeitete. Er argumentierte gegen die damals herrschende Orthodoxie, die heute wieder reetabliert ist, daß etwas getan werden kann, vielleicht ein wenig auch muß. »Er räumte mit der Idee auf, daß man weder monetäre noch fiskalische Instrumente stark genug erachtete, Stabilität aufrechtzuerhalten; er glaubte, daß es notwendig sein würde, eine allgemeine soziale Kontrolle über die Investitionen auszuüben.«³⁵

Vielleicht hat das Schwarzweißmalen in Zentralplan- und Marktwirtschaften, mit den gängigen Vokabeln ergänzt, es erschwert zu sehen, daß Pläne aus einer äußerst unsicheren Welt eine Welt machen können, in der man in gewissem Umfang mit Sicherheit und voller Information rechnen kann. Voraussetzung ist freilich, daß man den Plänen glauben kann. Sie dürfen somit nicht allgemein und unverbindlich konzipiert sein, sondern speziell und verbindlich.

Kontrolle oder Planung gibt es in keiner der sogenannten »Marktwirtschaften«, obwohl es Bemühungen in diese Richtung gab. Die »Planification« zeigt das engagierte Scheitern à la française eines primär politischen Ansatzes; weniger ambitioniert waren die Ansätze in Holland (Zentralplanbüro) und Norwegen, in denen der deskriptive Aspekt und darauf

aufbauend die Katalogisierung der Möglichkeiten im Vordergrund des Interesses standen und stehen.

3.1. Nichtgenutzte Absprungbasen zu einer neuen Politik

Daß dieses Festhalten an den »segensreichen« Folgen eines durch Hinzufügen des Vokabels »sozial« salonfähig — besser gesagt wohneinheitenfähig — gemachten »laisser-faire« eher der Bequemlichkeit und Interessen zuzuschreiben ist als anderen Ursachen, wird in den folgenden Absätzen deutlich werden.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit wird versucht, schlagwortartig durch Verweis auf einige theoretische Überlegungen die wesentlichen Folgen beziehungsweise Versäumnisse der Wirtschaftspolitik zu zeigen, die sich durch eine unreflektierte Anwendung des Ausgaben-Einnahmen-Schemas ergaben.

In einem folgenden Artikel soll es unternommen werden, weitere Überlegungen zu präsentieren, deren Berücksichtigung beziehungsweise Anwendung uns über das wirtschaftspolitisch sterile Ausgaben-Einnahmen-Modell hinausführt.

3.2. Warum funktionierte dieses einfache Modell?

Die — auch für unsere Aufgabe — entscheidende Frage dürfte sein, wieso bei Anwendung des Einkommen-Ausgaben-Modells, das ein äußerst einfaches, letztlich statisches Gleichgewichtsmodell ist, das auf der Annahme der vollkommenen Konkurrenz basiert (Hicks), so große Erfolge zu verzeichnen waren. Wie schon oft festgestellt, unterscheiden sich die spezifischen Maßnahmen, die unter dem Titel Keynesianische Wirtschaftspolitik subsumiert werden, stark voneinander. Leicht boshaft könnte man fast sagen, daß alle Maßnahmen, die für den relativ stetigen Aufschwung der Nachkriegszeit verantwortlich sind, als keynesianisch angesehen werden können. Was freilich nicht ganz korrekt ist, denn sicher spielte eine grundsätzliche — wenn auch oft nur verbale — »soziale« Tendenz in der Politik eine Rolle, ebenso wie das langsame Entwickeln und Bewußtwerden kollektiver Bedürfnisse.

Die lange Zeit problemloser Anwendung des statischen Konzepts des Einkommen-Ausgaben-Modells dürfte in 2 Konstanten ihre Begründung finden. Die eine liegt in den individuellen Nutzenfunktionen, in den Individuen: In den keynesianischen Modellen denkt man in aggregierten Größen, monetären beziehungsweise realen; die Nachfrage, die das wesentliche Steuerungsmittel darstellt, ist aggregiert über individuelle Nachfragefunktionen, und diese ergeben sich auf Grund der individuellen Nutzenfunktionen und den gegebenen Budgetbeschränkungen.³⁶

Eine mehr oder mindere Konstanz der Nutzenfunktion über die Zeit läßt bei Bedarf eine Erhöhung der Kapazitätsauslastung einerseits und der Neuinvestitionen bei gegebener Technologie andererseits leicht bewerkstelligen.

Konstante (individuelle) Nutzenfunktionen erscheinen eine plausible

Annahme für die Zwischenkriegszeit bis hin zur Mitte, eventuell dem Ende der sechziger Jahre zu sein. Weltwirtschaftskrise — Träume von der Zeit davor — Weltkrieg — Träume von der längst vergangenen Zeit davor — Nachkriegszeit — weitgehende Realisierung dieser alten Träume. Mit diesen Schlagworten erscheint die Entwicklung charakterisierbar. Erst Mitte bis Ende der sechziger Jahre, nach dem Abebben der verschiedenen Bedürfnisbefriedigungswellen, wie Auto, Wohnung und Wohnen, Nahrung und mit dem Erreichen eines ersten Höhepunktes des Freizeitbooms, erscheint von seiten der Nutzenvorstellungen der Individuen (im ökonomischen) eine gewisse Sättigung aufgetreten zu sein und dadurch neue (ökonomische) Bedürfnisse — im allgemeinen Bedürfnisse, die nicht für wesentlich oder entscheidend angesehen wurden — in den Vordergrund gerückt zu sein. Sehr wahrscheinlich ist für das Entstehen neuer Bedürfnisse auch eine veränderte Technologie verantwortlich.

Die relative Konstanz der Technologie — die die zweite Konstante darstellt — seit der Weltwirtschaftskrise bis Mitte der sechziger Jahre ist natürlich weit schwieriger plausibel zu machen beziehungsweise zu belegen. Die zugrunde liegende Vermutung ist verwandt der Schumpeterschen Idee der Innovationen, und zwar in ihrem Niederschlag in den »langen Wellen«, den Kondratieff-Zyklen. Berücksichtigt man die beiden Kriege sowie vor allem in Europa in gewissem Umfang die Nachkriegszeiten (1918—1923; 1945—1947/48), so entspräche die »Konstanz der Technologie« etwa den letzten 40 Jahren des dritten Kondratieff-Zyklus. Der Abbruch dieser langfristigen Welle, die die Veränderung durch die Kraftfahrzeug-, die Kunststoff- und Chemieindustrie sowie durch das Nachrichtenwesen umfaßt, ist spätestens mit dem Durchbruch der Computerindustrie anzusetzen. Das Ende einer Phase der technologischen Entwicklung beziehungsweise der mögliche Beginn einer neuen ist festzustellen. Etwas überscharf formuliert: Das Ende irgendwie additiver Investitionen und damit relativ überblickbaren technischen Fortschrittes ist gekommen.

3.3. Intertemporale Effizienz — und deren Voraussetzung

Sowohl Arrows Impossibilitätstheorem als auch die externen Effekte weisen auf die Notwendigkeit, die Aktivität des Staates anders zu sehen als es heute propagiert wird, hin. Eine detaillierte Präsentation dieser Überlegungen geht über den Rahmen dieses Artikels hinaus. Es sei daher nur die Quintessenz der Entwicklungen in diesen Bereichen in Erinnerung gerufen:

Arrows Impossibilitätstheorem zeigt, daß unter Zugrundelegung weniger und äußerst plausibler Annahmen die Ableitung einer kollektiven Nutzenfunktion aus individuellen Nutzenfunktionen nicht möglich ist. Ohne in die Diskussion um soziale Wohlfahrts- und Entscheidungsfunktionen und so weiter einzugehen,³⁷ so scheint nur vereinfacht die Quintessenz darin zu liegen: In der Regel bedarf es, um aus einer Menge von Individuen eine (soziale) Gemeinschaft zu machen, Normen (Wertsetzungen). Diese ermöglichen oder erzwingen das Zusammenwirken der Individuen. Das Entscheidende daran und irgendwie ein Abschied von der lieb gewonnenen

und oft sehr bequemen Idee der »invisible hand« Adam Smith's ist, daß diese Normen aber nicht mehr auf das einzelne, rationale Individuum zurückführbar sind.

Das Auseinanderklaffen individueller und sozialer Kosten motiviert die Frage, ob die Theorie des vollkommenen Marktes eine — noch immer — brauchbare Deskription der Realität ist oder ob nicht eine anders geartete Beschreibung — will man eine solche in der Theorie finden — notwendig ist. Daß damit die Fiktion des Staates als mehr oder minder neutraler Beobachter des Wirtschaftsgeschehens problematisch wird, ist offenkundig.

Diese Hinweise mögen für den Augenblick genügen. So wichtig sie auch sind, unmittelbar dürfte in der Wirtschaftspolitik der Schritt von einer stationären zu einer dynamischen Betrachtungsweise wesentlich bedeutsamer und entscheidender sein:

Diesbezüglich soll erinnert werden, daß Wettbewerb (vollkommen) nur garantieren kann, daß irgendein effizientes Programm (Kapital beziehungsweise Konsum) verwirklicht wird. Unter den neoklassischen Annahmen gibt es unendlich viele solcher Pfade, die von einer Grundsituation ihren Ausgang nehmen. Ein spezielles, effizientes Programm wird von der »invisible hand« nur dann ausgewählt, wenn eine zusätzliche, arbiträre Information gegeben ist: das Preisverhältnis zu irgendeinem Zeitpunkt des Programms.

Diese »Willkürlichkeit« ist bedingt dadurch, daß — mathematisch betrachtet — für die Differenzengleichungen der intertemporalen Effizienz 3 Randbedingungen bestehen. Der Wettbewerb garantiert die Erfüllung der Gleichungen, und die Zeit, hier die Vergangenheit, stellt 2 Anfangsbedingungen zur Verfügung. Der übriggebliebene Freiheitsgrad erlaubt die Auswahl eines der Punkte der Pfade. Wie bereits Dorfman-Samuelson-Solow³⁸ feststellten, ist das wirklich Bemerkenswerte an der intertemporalen »invisible hand«, daß sie über lange Zeiträume eine effiziente Entwicklung ermöglicht, während sie von seiten der Marktteilnehmer nur eine äußerst »kurzsichtige Vision« verlangt. Die laufenden Preise und die laufenden Austauschverhältnisse müssen gewußt werden, um — von seiten der Marktteilnehmer — die langfristige Effizienz zu bewahren. Für die Gesellschaft als Ganzes hingegen muß eine langfristige Vision bestehen, so zum Beispiel: Die Kapitalausstattung (und damit die verfügbare Konsummenge) zu einem bestimmten zukünftigen Zeitpunkt.

Fassen wir die präsentierten kurz- und langfristigen Überlegungen zusammen, so folgt sowohl aus Arrows Impossibilitätstheorem als auch aus der intertemporalen Effizienz die Notwendigkeit einer Instanz, die Zielvorstellungen vorgibt. Die Überlegungen zu externen Effekten legen dies sehr nahe. Welche Instanz, welche Gruppierung dieser Notwendigkeit nachkommt, dies ist eine Macht- beziehungsweise politische Frage.

Es kann die gewählte Volksvertretung sein, es kann die offizielle Volksvertretung sein, es kann auch auf Grund der Tradition oder bestimmter Überlegungen in der Hand von bestimmten einflußreichen Gruppen liegen. Es ist natürlich auch möglich, dieser Notwendigkeit nicht zu folgen und statt dessen eine Art Zufallsentscheidung zu akzeptieren.

Eine kurze Anmerkung für die österreichische Situation ergibt sich,

berücksichtigt man die obigen Ideen: Die oft zu bemerkende Übertragung solcher Entscheidungen auf die Sozialpartner erscheint diese zu überfordern, so wichtig und erfolgreich diese auch kurzfristig agieren mögen. Langfristig erscheinen — selbstverständlich unter der dem jeweiligen System entsprechenden Legitimation — die zentralen Instanzen zu einem stärkeren Engagement gedrängt zu sein, wollen sie den staatlichen Aufgaben gerecht werden.

3.4. Eine Sackgasse: Traditionelle Makroökonomie

Die Zähmung des keynesianischen Denkanstoßes durch eine revitalisierte Neoklassik brachte aber auch mit sich, daß auf der einen Seite die Kanonisierung der neoklassischen Mikroökonomie nicht als solche erkannt wurde. Wo dies aber geschah, trat man unter dem Banner der Relevanz, der Praktikabilität und/oder der »politischen Ökonomie« die Flucht in die Makroökonomie an. Dabei wurde leichtes Herzens darauf vergessen, daß in der Theorie mit den Arbeiten von Neumanns, Leontiefs, Koopmans, Arrows, Gales, Morgensterns, Cambridges, um nur einige zu nennen, die Zerlegung der ökonomischen Welt in Mikro- und Makroökonomie obsolet geworden war. Ja, daß diese Zerlegung aus einem Aggregierungsansatz entstanden ist, der für eine spezielle Situation (Weltwirtschaftskrise) entwickelt worden war, und insofern nur einen Spezialfall darstellt.

Aus diesem Phänomen erklärt sich die etwas summarische und somit vielleicht auch etwas überzogene Kritik Leontiefs an dem, was man heute — in weiten Kreisen — unter Makroökonomie versteht:³⁹ »Die Makroökonomien berücksichtigen bei ihrer Arbeit nicht die Details. Dieser aggregierte Ansatz wurde aus pädagogischen Gründen entwickelt — so daß selbst der Präsident die Wirtschaft verstehen kann. Es gibt dafür eine Menge unnötiger Methodologien, jedoch bekommen die Makroökonomien Bauchgrimmen, konfrontiert man sie mit Fakten.«

Daß dieser boshafte Hieb auf viele der Makroökonomien sowie der Entscheidungsträger zutrifft und nicht nur auf den amerikanischen Präsidenten, wird jeder bestätigen können, der um das Zustandekommen wirtschaftspolitischer Problemlösungen weiß. Eine Verschärfung der Situation bedeutet noch, daß der Großteil jener Entscheidungsträger und ihrer Mentoren sich ihrer Mankos nicht einmal bewußt ist und die Öffentlichkeit kommentarlos zur Tagesordnung übergeht und resigniert. Das wirklich Seltsame und Erschreckende hingegen ist, daß nolens volens von diesen Instanzen Entscheidungen erwartet werden. Wie aus den vorigen Absätzen klar wurde — so hoffen wir —, ist auch eine Nichtentscheidung implizit eine Entscheidung. Sie bedeutet eine Übertragung der Macht auf andere Gruppierungen, an traditionelle Gremien, ad hoc Instanzen und so weiter.

In Österreich gibt es ein hervorragendes Beispiel unter vielen anderen: Das wahrscheinlich derzeit brauchbarste Instrument für die Wirtschaftspolitik, nämlich die Input-Output-Analyse, ist praktisch unbekannt und kaum vorhanden. Dies, obgleich in den sechziger Jahren ein »sozialpartnerschaftlicher« Versuch gestartet wurde. Die Bedeutung, die man diesem Versuch zumaß, zeigt sich daran, daß man ihn bei auftretenden Schwierig-

keiten ersatzlos aufgab. Alles, was heute diesbezüglich vorhanden ist, ist einem kleinen Team zu verdanken, das in der Bundeskammer Unterschluß fand. Es gibt nur die Input-Output-Tabelle 1964 sowie eine Adaption derselben für eine höhere Aggregation für das Jahr 1970. Es wird daran gedacht, in einem Nachziehverfahren gegenüber anderen Industriestaaten sich dieser Methoden in den späten siebziger Jahren doch noch zu bedienen. In der Zwischenzeit hat man in Norwegen zum Beispiel die Entwicklung so weit vorangetrieben, daß bei allen Budgetüberlegungen innerhalb weniger Stunden den Abgeordneten die berechneten Veränderungen des Arbeitsmarktes, der Devisenreserven, der Wachstumsraten und so weiter infolge der geplanten Maßnahmen bekanntgegeben werden können.

Dieses Nicht-ins-Detail-Gehen, dieses Agieren in Globalgrößen unter der Annahme, daß sich der Rest schon über den Markt oder sonstwie wunderbar ergeben würde, verschleiert die Verlagerung zu neuen Entscheidungsträgern, zu neuen »Machthabern«. Daß man nichts tun kann, ist ein alter »Austriaca-Hit«.

Aber selbst die Analyse und darauf aufbauend die Entwicklung von weitgehend kooperativen, wenn nötig auch restringierenden Strategien scheint bis vor kurzem eher der Belletristik denn der Wissenschaft zugefallen zu sein.

Galbraith weist bereits seit vielen Jahren darauf hin, daß die stillschweigende Annahme eines mehr oder minder optimal funktionierenden Marktes nicht zutreffend ist. Er unterscheidet zwischen einem »planenden« Wirtschaftsbereich, der die Großunternehmen mit marktbeherrschender Stellung umfaßt, und einem Bereich, in dem tatsächlich noch sehr wesentlich die Informationen über den Markt kommen. Diese Unterscheidung, die ähnlich auch von Hicks verwendet wird, nämlich »fix«- und »flexprice«-System, ermöglicht die Verwendung eines adäquateren Werkzeuges und somit neue Erkenntnisse. Ist doch ein Einwand gegen die stillschweigende Implikation der Optimalität einer Marktwirtschaft der, daß bereits international der Monopol- beziehungsweise der Oligopolcharakter in beachtlichem Umfang dominiert.

Dies bedeutet aber auch, daß Maßnahmen, mit denen man eine Umverteilung erzielen wollte, wahrscheinlich zu spät einsetzen, zum Beispiel nach der betrieblichen Einkommensgestaltung. Will man eine tendenziell gleichmäßige Verteilung der Einkommen erzielen, was natürlich eine subjektive Wertvorstellung darstellt, so ist zu überlegen, ob es sinnvoll ist, diese nach Abschluß eines imaginären »Marktprozesses« einsetzen zu lassen.

Eng mit dem Denken in Globalgrößen ist auch eine etwas simplifizierte Wachstumsideologie verbunden. Wird das Wachstum des BNP als Maßstab gesamtwirtschaftlicher Wohlfahrt akzeptiert, so ist nämlich zu berücksichtigen, daß dieses primär in Bereichen der sogenannten »planenden« Wirtschaft erzielt wird, was eng mit der Steuerung der Wirtschaftsaktivität über die Investitionen zusammenhängt. Dies steht natürlich nicht mehr in Einklang mit den Annahmen der Theorie, die neoklassisch eingefärbt sind.

ANMERKUNGEN

- 1 J. M. Keynes, *The Dilemma of Modern Socialism*, »Political Quarterly«, London, Vol. 3, 1932, S. 155 ff; zitiert nach J. Robinson, *What has become of the Keynesian Revolution?*, in: *After Keynes*, ed.: J. Robinson, Oxford 1973, S. 13.
- 2 R. Harrod, *Are we really All Keynesianer Now?* »Encounter«, 1964, S. 46 f.
- 3 J. Hicks, *The Crisis in Keynesian Economics*, 1974, Oxford, S. 1.
- 4 J. Hicks, *The Crisis*, a. a. O. S. 2.
- 5 In: »Time«, July 14, 1975, S. 42.
- 6 A. Leijonhufvud, *Über Keynes und den Keynesianismus, Eine Studie zur Monetären Theorie*, Köln 1973, S. 47.
- 7 J. Robinson, *Economic Philosophy*, Chicago 1962, S. 79; zitiert nach: A. Leijonhufvud, *Über Keynes*, a. a. O. S. 47.
- 8 Die folgende kurze Übersicht entstammt im wesentlichen der ausgezeichneten Einführung von G. Gäfgen, *Keynesianismus, Preismechanismus und Ungleichgewichtsökonomik: Ein Vorwort zu A. Leijonhufvud*, in: A. Leijonhufvud, *Über Keynes*, a. a. O. S. 13—23.
- 9 Die Produktionsfunktion scheint bei Keynes nicht auf.
- 10 Z. B. J. Robinson, J. Eatwell, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre*, München 1974; J. Robinson, *Economic Philosophy*, London 1966; J. Robinson, *Introduction to the Theory of Employment*, London 1969; J. Robinson, ed., *After Keynes*, a. a. O.
- 11 G. Gäfgen, *Keynesianismus, Preismechanismus und Ungleichgewichtsökonomik*, a. a. O. S. 18.
- 12 P. Davidson, *A Keynesian View of Friedman's theoretical Framework for Monetary Analysis*, »Journal of Political Economy«, 80, 1972, S. 864. Vgl. M. Shubik, *The General Equilibrium Model is incomplete and not adequate for the Reconciliation of Micro- and Macroeconomic Theory*, »Kyklos«, Vol. 28, 1975, S. 545—573.
- 13 A. Leijonhufvud, *Über Keynes*, a. a. O. vor allem Kapitel II, S. 59—99.
- 14 Ebenda S. 60.
- 15 J. Hicks, *The Crisis*, a. a. O. S. 37 f.
- 16 Ebenda S. 38.
- 17 Ebenda S. 57.
- 18 J. M. Keynes, *The General Theory of Employment*, »Quarterly Journal of Economics«, Feb., 1937.
- 19 J. Robinson, *What has become of the Keynesian Revolution?*, a. a. O. S. 5.
- 20 Ebenda S. 6 f.
- 21 J. Hicks, *The Crisis*, a. a. O. S. 61.
- 22 A. Leijonhufvud, *Über Keynes*, a. a. O. S. 50.
- 23 W. Jaffé, *Walras Theory of Tâtonnement: A Critique of Recent Interpretation*, »Journal of Political Economy«, Febr. 1967, S. 5.
- 24 J. Hicks, *The Crisis*, a. a. O. S. 66.
- 25 R. W. Clower, *Reflections on the Keynesian Perplex*, »Zeitschrift für Nationalökonomie«, 35, 1975, S. 1—24; R. W. Clower, A. Leijonhufvud, *The Coordination of Economic Activity*, »A. E. R.«, May 1975, S. 182—188.
- 26 E. S. Phelps, *Introduction: The New Microeconomics in Employment and Inflation Theory*, S. 1—26; A. A. Alchian, *Information Costs, Pricing and Resource Unemployment*, S. 27—52; *Money Wage Dynamics and Labor Market Equilibrium*, S. 124—166; Ch. Holt, *Job Search, Phillips Wage Relation and Union Influence: Theory and Evidence*, S. 53—123; G. C. Archibald, *The Structure of Excess Demand for Labor*, S. 212—223, u. a. m.; in: *Microeconomic Foundations of Employment and Inflation Theory*, ed.: E. S. Phelps, New York 1970.
- 27 A. Coddington, *Theories of the Bargaining Process*, London 1968; J. F. Nash, *The Bargaining Problem*, »Econometrica«, Vol. 18, 1950, S. 155—160; J. C. Harshanyi, *Approaches to the Bargaining Problem before and after the Theory of Games: A Critical Discussion of Zenthen's, Hicks' and Nash's Theories*, »Econometrica«, Vol. 24, 1956, S. 144—157.
- 28 Deutlich wird der Versuch unternommen, ökonomische Ereignisse in eine »historische Zeit« einzubetten. Ebenfalls unverkennbar die Tendenz, was M. Shubik als

- »mathematical institutional economics« bezeichnet, in einem zentralen Teilbereich der Ökonomie zu verwirklichen.
- 29 J. Hicks, *Critical Essays in Monetary Theory*, Oxford 1967.
 - 30 J. Hicks, *The Theory of Wages*, New York 1966 (1. Aufl. 1932), S. V. »... I let it ("The Theory of Wages") go out of print because my own view upon its subject had changed so much that I no longer desired to be represented by it...«
 - 31 J. Hicks, *The Crisis*, a. a. O. S. 64.
 - 32 R. W. Clower, *Reflections on the Keynesian Perplex*, a. a. O.
 - 33 Es ist nur zu hoffen, daß die Reconquista nicht dem spanischen Vorbild zu sehr nachgerät. Dauerte nämlich die Eroberung Spaniens durch die Mauren etwa 7 Jahre, so dauert die Wiedereroberung durch die »christlichen Könige« mehr als ebenso viele Jahrhunderte.
 - 34 A. Leijonhufvud, *Über Keynes*, a. a. O. S. 50.
 - 35 J. Robinson, *The second crisis of economic theory*, »American Economic Review«, 1972, S. 5.
 - 36 Vgl. die Betrachtung M. Shubiks, daß die allgemeinen Gleichgewichtsmodelle nicht geeignet sind, Situationen komplexer Informationsbedingungen und von Ungleichgewichten zu analysieren. Dazu u. a.: M. Shubik, *Strategy and Market Structure*, New York 1959; M. Shubik, *The General Equilibrium Model*, a. a. O.
 - 37 K. J. Arrow, *Social Choice and Individual Values*, New York, 1951, 1963; S. Hook, ed., *Human Values and Economic Policy*, New York 1967; A. K. Sen, *Collective Choice and Social Welfare*, San Francisco 1970; A. K. Sen, *On Economic Inequality*, Oxford 1973.
 - 38 R. Dorfman, P. Samuelson, R. Solow, *Linear Programming and Economic Analysis*, New York 1958, S. 381 f.
 - 39 W. W. Leontief, in: »Newsweek«, 30. September 1974, S. 48.